



Martin Gross

Das letzte Jahr.

***Aufzeichnungen aus einem ungültigen
Land***

Spector Books 2020
ISBN 8-3-95905-4-232

Seiten 15; 36-38; 41-42; 183-187; 281-290

[5. JANUAR 1990]

Ich gehe in diesem Land herum wie in einem stillgelegten Bahnhof. Unter dem Glasgewölbe hindurch, an den Fahrplänen und Schaltern vorbei, viel Staub, viel Licht und viel Stille. Dort hinten noch ein paar Leute, die auf den Bus warten. Das unbeschwerte Gehen durch ein Land, das sich aufgegeben hat. Was ich jetzt sehe, ist nicht mehr gültig – oder höchstens noch eine Weile. Unangefochten geht man umher, das Geld, das man ausgibt, die Gebote, die man übertritt, das alles hat nichts mehr zu sagen, es geschieht nur scheinbar. Nur man selbst gehört zur Wirklichkeit und zur Zukunft. Aber ich weiß, auch das ist nur Schein.

[6. JANUAR]

Noch immer gehe ich umher und denke, mein Gott, das müsstest du sehen. Was nützen die Briefe und die Fotos? Was nützt es, wenn du in vier oder fünf Wochen kommst, und alles ist mir schon alltäglich geworden. Jetzt, in den ersten Tagen, im allerersten Staunen, müsstest du hier sein. Also, beeil dich! Ich stelle mir vor, wie wir herumgehen und stehenbleiben und auf alles deuten. Vielleicht sieht dieses Land dann noch einmal ganz anders aus, vielleicht werde ich mich aber auch zum Fremdenführer aufspielen, und plötzlich kommt mir das meiste schon bekannt vor. Bisher ist davon allerdings noch nichts zu spüren, bisher reise ich noch herum und versuche, alles zu notieren, jede Beobachtung festzuhalten. Und weil wir nicht telefonieren können, werde ich dir noch einmal Briefe schreiben; kurze und lange, hastige und ausführliche Briefe: als ob es mich hinter alle Meere verschlagen hätte. Tag für Tag noch einmal diese altmodische Form. Ich schicke dir also Notizen aus einem ungültigen Land.

[22. JANUAR]

Heute Abend die Montagsdemonstration. Ich sehe eigentlich nur Fahnen, zehntausend Mal schwarz-rot-gold, Stangen und Tücher hin- und hergeschwenkt, Deutschland, Deutschland über alles. Es erstaunt mich, welche Wucht diese Fahne entfalten kann. Bisher hing sie doch immer nur schlaff und still am Rande von Trauerfeierlichkeiten oder Staatsbesuchen, hier aber

schlägt und tobt sie und ist nicht wiederzuerkennen; meist sieht man ohnehin nur das Schwarz und das Rot, denn das Gold ist von der nächsten Fahne immer schon verdeckt, also: zehntausend schwarze und rote Fahnen. Wie auf der schönsten, anarchistischen Demonstration!

Dann, am Dimitroffplatz, es muss schon spät in der Nacht sein (aber im Januar ist es ja immer schon Nacht), am Dimitroffplatz also die Abschlusskundgebung: Mensentrauben, die sich zusammenschieben, wieder still und fast versöhnlich, und vorne bei den Lautsprechern ein paar noch unbekannte Vertreter basisdemokratischer Gruppen. Ihre Reden wirken ungeübt. Oft versteigen sie sich zu Sätzen, die kein Ende finden und dann fast gewaltsam abgebrochen werden müssen, was manchen Redner ziemlich zu erschöpfen scheint. Geduldig hört man ihnen zu, spendet auch etwas Beifall: für die eine oder andere Forderung, für den Ruf nach Demokratie und Umweltschutz, aber erst wenn das Stichwort »Deutschland« fällt, entsteht ein wahrer Tumult. Dann kann sich kein Redner mehr Gehör verschaffen, »Deutschland« heißt das Wort, das den Leuten auf der Seele liegt, herausgebrüllt will es sein, und die Fahnen gehören in die Nacht gereckt; nur so kann man den fremden Redner zwingen, bei diesem Wort zu bleiben, und nur bei diesem. Jetzt will man sich Deutschland nicht mehr nehmen lassen, von keiner Reform und von keiner sozialen Forderung. So gleicht es einem groben Missverständnis, dass Redner und Demonstranten auf derselben Kundgebung erschienen sind.

Neben mir ein paar Jugendliche. Auch sie halten die Fahne in die Höhe (trotz der Kälte) und wiegen ihr enttäushtes Gesicht hin und her. Alles in diesem Land halten sie für gescheitert. Und Deutschland? Ja, das bedeutet, dass es besser wird, weil die D-Mark kommt und zwar schnell, das ist die Hauptsache, sonst ist bald niemand mehr hier, und die Städte sind leer, weil alles in den Westen gegangen ist. So stehen sie herum und wissen mit ihrer ganzen Revolution nichts anzufangen, als mit der Ausreise zu drohen. Und falls dies überhaupt eine Revolution war, im Oktober, dann hat wohl keine andere jemals so viel Kleinmut ausgelöst, so viel Minderwertigkeitsgefühl. Hier gibt es keine Euphorie, weil man es »denen« mal endlich gezeigt hat, hier gibt es nichts als die Offenbarung eines allgemeinen, gründlichen Versagens.

[27. JANUAR]

Die Leute aus dem Westen: Wenn man sie ein paar Tage nicht gesehen hat, beginnt man schon fast, sich zu wundern. Da stehen sie vor dem »Centrum« und sind an der Lautstärke und der Kleidung leicht zu erkennen. Oder was weiß ich woran, an den dezent aufeinander abgestimmten Farben vielleicht? Ich kann es nicht genau sagen. Sie scheinen sich auch anders zu bewegen als die Leute hier, sagen wir mal »expressiver« (dabei sind die Westdeutschen doch weiß Gott keine Italiener). An den Einheimischen sind jedenfalls weniger Gesten zu erkennen, keine abrupten Bewegungen, alles gedämpft, gebremst, vielleicht müde. Und sofort denke ich: Das alte System ist schuld. Zu offensichtlich ist der Zusammenhang von Unterdrückung und Körpersprache. Dann denke ich: Wie einfallslos. In allem sehe ich ein Exemplar. Wenn eine Frau verhalten lächelt, dann nur, weil sie zeitlebens gelernt hat, sich zu kontrollieren. Immer vermute ich, was ich jetzt sehe, liegt an der politischen Situation, ist also bezeichnend und muss notiert werden. Da gibt es zum Beispiel die vielen Todeserklärungen im Amtsgericht. Zwanzig oder dreißig dieser kleinen, gelben Formulare hängen in einer Vitrine am Eingang. Per Schreibmaschine und mit schwachem Anschlag eingesetzt sind die Namen derer, die man für tot erklärt (teilweise sind sie schon seit Jahrzehnten vermisst). Ich vermute sofort: Jetzt, wo es sich wieder zu erben lohnt, lässt man eilig ein paar Familienmitglieder für tot erklären. Aber nein, erfahre ich, es waren schon immer so viele.

Nicht nur im Opernrestaurant, auch im Kulturpalast dominiert die klare Linie (Leuchtröhren, Spiegel, Fußbodenbelag usw.). Ich befinde mich in einem Land, in dem alles auf die richtige Linie ankam, und gehe geradlinig durchs Foyer. Die Garderobenfrau fällt allerdings aus dieser strammen Ordnung heraus. Sie steht gelangweilt am Tresen, richtet sich allmählich auf und legt, während ich mich nähere, die Arme zurecht: ich werde erwartet. Als ich meinen Mantel abgegeben habe, weiß ich schon nicht mehr, wieviel dafür zu bezahlen war: 20 Pfennige oder 40 Pfennige, oder einen dieser unerfindlich umständlichen Preise: 33 Pfennige. (Zudem noch drei zu eins entwertet. Man möchte zum Verschwender werden!) Heute spielt man Edison Denisov, etwas Avantgardistisches also. Das Publikum scheint überwiegend in den Betrieben rekrutiert worden zu sein (Kultur unter die Leute zu bringen, gehört hier zu den Aufgaben der Wirtschaft!). Das Ergebnis lässt sich riechen: ich sitze angespannt zwischen zitronensaurem Rasierwasser und rosenschwerem Parfüm. Nach dem Stück geht man nach Hause, rasch und ordentlich. Zuvor hat man, während die Dissonanzen anschwellen, zuerst geatmet, schwer und schwerer, hat im Sessel geruckt, gehustet, und schließlich, als man sich der allgemeinen Unruhe

bewusst wurde, hat man gelächelt, mild, nachgiebig, verzeihend: Ein bisschen etwas Klassischeres hätten sie schon spielen dürfen.

Unten im Restaurant sitzen noch ein paar Zuhörer. Sie gleichen den Hochzeitsgästen in unseren alten Dorfgaststätten: Es ist so feierlich alles, nur passen diese Leute nicht in einen Anzug: Männer mit Furchen im Gesicht und mit breiten Arbeitshänden. Dabei könnte man das auch als Errungenschaft feiern: Die Arbeiterklasse geht ins Konzert! Aber nur weil das Fernsehprogramm so miserabel ist.

[21. JUNI]

Immer, wenn ich wieder zum ersten Mal einen Brief von dir bekomme, erscheint er mir so distanziert, so entrückt, als hätten wir uns längst voneinander verabschiedet, als wären wir sanft auseinandergedriftet. Inzwischen weiß ich: Das liegt nicht an dir, an dem was du schreibst, es liegt an der Briefform selbst. Was ist heute schon ein Brief? Das eigentliche Gespräch hat sich doch längst daraus zurückgezogen. Heute spricht man miteinander (und wenn es nur am Telefon ist), oder man verliert sich aus den Augen. Uns aber bleiben zwischen Ost und West doch wieder nur die Briefe.

Wie gesagt: Es liegt ein so ungewohnter Abstand darin. Deine Briefe berichten von letzter Woche, aber was ist heute? Ich lese sie jedes Mal wie eine Geschichte, ich nehme sie zur Kenntnis. Aber die unmittelbare Dramatik einer Auseinandersetzung, einer Entscheidung, auch eines Bekenntnisses fehlt. Das ist alles immer schon ein bisschen Literatur [...]

Ich glaube, ich verstehe jetzt auch besser, warum ich in diesen Briefen immer schon mein Buch vor Augen habe: Diese Briefe sind ja ohnehin nur noch literarisch. So ein Buch wäre eine doch wenigstens nachträgliche Aussöhnung mit diesem permanenten Defizit. Wir spielen also noch einmal 18. Jahrhundert. Auch die alten Briefe lesen sich ja, als hätten sie immer schon auf die Öffentlichkeit geschielt. Wie sonst kommen diese Leute dazu, immer auf so unverschämte kokette Art in aller Öffentlichkeit privat zu plaudern? Kein Stammelnen, keine Plattheiten, selbst in den scheinbar privatesten Briefen nicht. Oder diese Leute waren einander niemals das, was wir heute »privat« nennen: distanzlos, aufeinander eingespielt, ein Team, das arbeitsteilig und neurotisch sein Leben bewältigt. Vielleicht haben die alten Briefschreiber keine Öffentlichkeit gebraucht, weil sie sich selbst in einem gewissen Sinne die Öffentlichkeit

waren (Abstand und Verbindlichkeit: eine Arbeit an der Wahrnehmung des jeweils anderen). Davon ist kaum etwas geblieben. Da möchte man den Briefwechsel fast schon wieder als die Utopie einer ganz anderen Beziehung feiern. So gesehen müsste ich dann allerdings mit unserer »Briefpartnerschaft« ganz zufrieden sein.

[19. JULI]

Draußen in Döberitz ist ein Festzelt aufgebaut. Allerdings soll man darin nicht feiern, sondern einkaufen. Es handelt sich nämlich um einen »Billigmarkt«. Tatsächlich ist auch alles um eine Mark billiger als in der Stadt, manchmal sind es auch nur zehn Pfennig.

Man hat den Acker, auf dem das Zelt steht, plattgewalzt und mit Paletten und Spanplatten ausgelegt. Es ist alles gigantisch! Eine fußballfeldgroße Fläche, drei Zelte nebeneinander und an der Stirnseite eine Batterie von zwanzig Kassen. Die Waren verkauft man direkt aus dem Karton. Keine Regale, keine Verkaufstische, nur Kartons, direkt von der Erde weg, stapelweise, hier eine 15 Meter lange Reihe unterschiedlicher Käsekartons, daneben eine ebenso lange Reihe mit Marmelade- und Honigkartons und so weiter. Staub liegt auf allem, genauer gesagt: eine dünne Schicht roter Erde überzieht alle Kartons. Staubgleich schwebt sie zwischen den Spanplatten herauf, während man zu Tausenden darauf herumtrampelt.

Auch Vögel hocken überall. Haufenweise Spatzen. Sie fliegen nervös durch das riesige Zelt. Wenn ein Karton herunterfällt und eine Packung Kartoffelchips zerplatzt, stürzen sie herbei, im Gegensatz zu den Leuten, die auseinanderströmen, weil keiner etwas mit diesem Missgeschick zu tun haben will. Bisweilen scheinen sie sich aber doch ihrer Natur zu entsinnen. Wild flattern sie dann umher und wissen nicht recht, wie sie ins Freie gelangen sollen. Die Leute allerdings kümmert das kaum, sie haben in diesem importierten Supermarkt offenbar nichts anderes erwartet als einen Haufen irre gewordener Spatzen.

Ideal zum Fotografieren: Gesichter: ratlos, skeptisch, konzentriert, aufgeregt, enttäuscht; es sind immer nur Kopf und Schultern, die über den Rand der Kartonmauer herausragen. Man deutet im Zelt umher, zeigt einander, wo es Schokolade oder Wein gibt; die Einkaufszettel hat man gleich wieder weggesteckt, denn was hilft einem das Stichwort »Wurst«, wenn man vor

einer Kartonreihe steht mit 200 Sorten in Plastik verschweißter Leber-, Salami-, Blut- und Lyoner Wurst?

Ich mache ein Foto nach dem anderen, Fotos von Leuten, die sich aneinander vorbei quetschen oder mit ausgestrecktem Finger ihren Mann, ihre Tochter, ihren Vater zu dirigieren versuchen. Immer diese orientierungslosen Gesichter: Sie suchen nach den Wegweisern (»Gemüse«, »Fleisch«), sie suchen nach dem Preis, dem Alkoholgehalt, dem Verfallsdatum. Natürlich musste irgendwann die Frage kommen: Was fotografieren Sie da eigentlich? Sie stammte diesmal von einem krawattenbewehrten jungen Mann. Im Hochgefühl des Gewinns so vieler Bilder brachte ich es mühelos fertig, ihm hochnäsiger meine (längst abgelaufene) Akkreditierung zu reichen. Daraus wurde dann allerdings ein geradezu erquickliches Gespräch. Der junge Mann war nämlich Verkaufsleiter; er stammte aus Düsseldorf und erklärte mir, wie toll hier alles ist. Viel besser als im Westen. Es ist fast ein Experiment (sagte er). So etwas hat doch noch niemand gemacht, da gibt es keine Erfahrungen, auf einem Acker einen Supermarkt einzurichten, innerhalb einer Woche! Und das bei diesem Andrang. Zuerst einmal muss man lernen, die schnellsten Artikel direkt am Wareneingang zu stapeln, damit man sie nicht ständig durch die ganze Halle transportieren muss. Bier zum Beispiel, was glauben Sie, wie schnell das weggeht, aber seltsamerweise auch Waschmittel! Auch die Hauptgassen mussten breiter gemacht werden, da fahren wir direkt mit dem Lieferwagen durch, wir verkaufen das Zeug ja oft schon von der Ladefläche herunter. Da ist man doch gleich ganz anders gefordert.

Oder das Problem mit dem Fußboden. Sie sehen ja selbst, das ist unerträglich, dieser Staub. Zum Glück hat es noch nicht geregnet. Das wäre ja ein schöner Matsch. Da müssen wir nun also einen Betonboden einziehen, aber nur Stück für Stück, denn der Verkauf geht ja weiter! 20 bis 30 Sattelschlepper pro Tag. Allein schon der Abfall, Verpackungsmaterial, Kartons mit verschimmeltem Käse, gesprungene Gurkengläser und so weiter, das macht schon zwei Lastwagen jeden Tag. Und dabei haben wir nicht einmal eine Zufahrt. Die kommen einfach über den Acker dahergefahren. Aber wir sind auf Anhieb die größte Filiale in Deutschland geworden. Das ist doch eine echte Herausforderung. Alles muss pausenlos bestellt und nachgefüllt werden. Die Leute kaufen pro Stunde zwei Sattelschlepper leer. Und welche Möglichkeiten sich einem bieten! In Düsseldorf hat man ja nur einfache Aufgaben gehabt, aber jetzt, wenn alles klappt, ist man in ein paar Jahren ganz oben! Dass fast alle Waren aus dem Westen kommen, das gibt soziale Probleme, das ist klar. Nein, Arbeitslosigkeit nicht unbedingt. Sehen Sie, wir haben hier fast 200 Arbeitskräfte eingestellt, das ist doch was! Und die arbeiten sogar ganz gut, keine Probleme, keine Beanstandungen, nicht einmal besonders viele Fehlbons.

Da stand der von Akne gezeichnete junge Mann am Rande dieses riesigen Warenumschlagplatzes. Trotz der Juli-Hitze trug er ein Jackett, zu dem er allerdings ein auskunftsfreudiges, zumindest aber stolzes Gesicht machte. Denn es ist ja weiß Gott nicht einfach, so einen Supermarkt aufzuziehen. Zum Beispiel gibt es in ganz Europa keine Großzelte mehr, nicht einmal in Portugal, nichts zu machen, alles steht bereits hier irgendwo in der DDR! Wenn Sie ein Zelt wollen (sagte er), müssen Sie schon mindestens bis in die USA.

Und wie war es seinem Konzern gelungen, innerhalb weniger Wochen dies alles zu regeln, die Verträge und Absprachen und so weiter? Ach, sagte der junge Mann, ehrlich gesagt ist da noch viel zu tun, die juristische Lage ist noch ziemlich ungeklärt. Wir haben die Zustimmung der LPG und auch grünes Licht aus dem Rathaus. Aber mit den einzelnen Anträgen und Genehmigungen, wer kennt sich denn damit aus, welche braucht man, und wo sind sie zu holen? Das ist doch alles ungeklärt. Und dann die Klagen der Anlieger, wegen der Verkehrsbelästigung zum Beispiel, es ist ja auch nicht schön, dass die ganzen Autos einfach irgendwo auf den Wiesen abgestellt werden, aber es fühlt sich hier doch keiner zuständig. In der ganzen Stadtverwaltung nicht.

Und wenn heute der Staatsanwalt käme und erklärte, man müsse den Supermarkt schließen, was würde dieser Verkaufsleiter wohl tun (ohne Rechtsanwalt, ohne Vertrag, ohne Telefonverbindung mit der eigenen Konzernleitung)? »Ach, es wird schon niemand kommen. Man muss ein bisschen was riskieren, und die Konkurrenz schläft ja auch nicht«. Nein, ihm ist nicht unwohl, die Verantwortung zu tragen. Es läuft eben alles irgendwie, das hat schon seine Richtigkeit.

[5. DEZEMBER]

War das eine Nacht! Ich bin steckengeblieben. Im Schnee. Auf der Autobahn. Und tausend Andere auch. Denn wenn zwischen all diesen Baustellen der erste Schnee fällt, ausgerechnet im Berufsverkehr, wenn der Winter einbricht und der erste Wagen ins Rutschen kommt, ein wenig nur, oder sich querstellt, und wenn dann die ganze Kolonne ins Schlittern gerät und sich ineinander verkeilt, dann ist es vorbei. Stundenlang. Der Gegenverkehr steht übrigens auch. Man sitzt im Wagen, schaut sich an und wartet in verschiedene Richtungen. Aber dann nimmt das Schneetreiben zu und auch die Dunkelheit, bald ist es Nacht, und vor dem Morgen

wird sich nichts ändern. Die Leute sind stumm und die Motoren schweigen. Schon sieht man nichts mehr, denn die Scheiben sind verschneit und beschlagen, unwiderruflich. Man ist in diese kalte Karosseriegezwängt, das lächerliche Lenkrad noch immer auf dem Schoß, und bald glaubt man, allein zu sein, in dieser kalten Nacht.

Irgendwann steige ich aus, um ein bisschen hin und her zu gehen, in Handschuhen und Kapuze, richtig stapfen muss ich schon und mir den Schnee von den Wimpern wischen. Die Autos, eins hinter dem anderen, ziehen sich hin in alle Ewigkeit, ein paar Unfälle sind dazwischen, kleinere nur. Das müsste alles erst umständlich auseinander gezogen und wieder flott gemacht werden, aber weder mit Polizei noch mit einem Abschleppdienst ist in den nächsten Stunden zu rechnen. Man streitet sich auch gar nicht und beschimpft sich nicht, man bleibt einfach im Wagen sitzen, obwohl er demoliert ist, es hat ja zum Glück keine Verletzten gegeben; und von draußen, wenn ich vorbeigehe, sehe ich nichts als Schnee, lauter Schneehügel, die einmal Autos waren.

Manchmal geht es aus irgendwelchen Gründen weiter. Hoffnungsvoll. Überall starten die Motoren. Man wischt die Scheiben, schiebt die liegengebliebenen Wagen zu Seite (jetzt plötzlich ganz kollektiv und gut gelaunt), vorsichtig fährt man weiter. Aber dann sind es doch immer nur ein paar Schritte gewesen. Alles steht wieder. Und das Radio spricht von einem Schneechaos: von den Räumarbeiten, die aller Anstrengung zum Trotz bis in die Morgenstunden dauern werden. Und nun verfliegt die gute Laune doch schnell, denn das Ganze ist ja inzwischen keine Sensation mehr, keine Neuheit, kein Abenteuer. Es ist nur noch kalt und endlos, man zieht sich einen zweiten Pullover über und ein weiteres Paar Socken, denn die Füße sind als Erste kalt geworden, und man wagt gar nicht, daran zu denken, dass auch ein drittes Paar Socken nicht helfen wird, denn die Nacht und die Kälte haben ja erst begonnen, und morgen früh, wenn für jeden Klempner und jede Verkäuferin eine Nacht vorüber ist, wird man selbst noch immer in diesem Auto sitzen, unverrückt, das kann man noch gar nicht glauben.

Man wird noch einmal aus dem Wagen steigen, wenn für eine Weile der Sturm nachlässt und es stiller wird, weil der Schnee nur noch leicht und langsam herabsinkt auf dieses nächtliche Feld. Man wird herausklettern aus den Schneehügeln und die Beine recken und ein Gespräch anbahnen. Beraten wird man sich und Vorschläge machen: Soll man versuchen, in den abgesperrten Baustellenbereich hineinzufahren, langsam sich voranzuschieben, dass da bloß unter dem Schnee keine Grube liegt, in die man hineinrutschen könnte. Der Versuch würde sich lohnen, denn nur ein paar hundert Meter weiter hat jemand unter dem Schnee einen Feldweg, eine Behelfsausfahrt, entdeckt, und man käme vielleicht auf eine Landstraße und in

ein Dorf oder sogar eine Stadt. Das sollte man versuchen, denn es beginnt schon wieder zu schneien, und der Wind wird auch nicht auf sich warten lassen.

Es ist fast elf, als man in der ersten Ortschaft anhält und nach einer Übernachtungsmöglichkeit fragt. Nun ja, ein paar Leute können in der Kneipe untergebracht werden, so ist es ja nicht, aber die Anderen? Da kommen doch noch Hunderte hinterher. Ich beschließe weiterzufahren, mich noch eine Weile auf der Landstraße voranzutasten, im Schritttempo. Es sind ja nur noch 80 Kilometer, das kann ich schaffen in zwei oder drei Stunden. Bald hat sich die Fahrzeugkolonne zerstreut, und kein Licht ist mehr zu sehen. Aber auch keine Straßenbegrenzung, nur verschwommene Schneeflächen, sie sind nicht einmal weiß, eher dunkel, als ob ich mich unter Wasser befände, in einem langsamen, trüben, leicht bewegten Strom; nichts ist zu sehen außer den dicken Flocken, die im Scheinwerferlicht auftauchen und jetzt für den Rest der Nacht auf mich einstürzen werden, immer direkt auf mich. Wenn ich nicht aufpasse und den Blick nicht wieder von ihnen löse, werde ich verrückt, das weiß ich gewiss. Ich müsste durch das Schneetreiben hindurchsehen können, wie man durch ein Gitter sehen kann (oder durch eine verschmutzte Scheibe) und nur die Landschaft dahinter bemerkt. Allerdings gibt es jetzt keine Landschaft. Es gibt nicht einmal eine Straße, und man weiß nicht, ob man nicht schon übers Feld fährt, man müsste sich selbst vorausmarschieren und mit dem Stiefel die Straßenführung ertasten. Ich werde im nächsten Ort bleiben, das ist sicher.

Was dann vor mir auftaucht, ist sogar eine Stadt, eine Kleinstadt. Schon zwischen den ersten Häusern fällt der Schnee weicher, langsamer – sanfter fast. Vielleicht liegt das auch einfach nur daran, dass hinter dem Schnee ein paar Hauswände und Fenster zu sehen sind. Und eine Straßenlampe. Aber welche Stadt ist es denn? Ich habe gar kein Ortsschild gesehen. Ich fahre eine leicht geneigte Straße hinunter, langsam, denn unten führt die Straße eng unter einem Bahndamm hindurch, und der Schnee knirscht unter den Rädern. Auf halber Höhe steht ein vollbesetzter Polizeiwagen (aber draußen auf den Autobahnen war weit und breit kein einziger Polizist!). Immerhin, vielleicht können sie mir helfen. Der Polizist, der hinterm Steuer sitzt, macht allerdings ein bedenkliches Gesicht, nein, Übernachtungsmöglichkeiten gibt es nicht, völlig aussichtslos, da braucht er gar nicht erst nachzudenken. Schon in normalen Zeiten sind die Hotels belegt, Sie wissen ja, die Geschäftsleute aus dem Westen; aber es gibt das Institut, ja, das wäre eine Möglichkeit, dort sind meistens ein paar Betten frei. Es ist ein Institut für Lederverarbeitung, die nehmen bestimmt jemand auf, auch jetzt um diese Zeit noch. Der Weg dahin ist allerdings kompliziert, am besten, man fährt mir voraus. Also fahren sie vor mir her,

die drei Polizisten in ihrem seit Neuestem grün-weiß lackierten Wagen, den Berg hinunter, über Kreuzungen ohne Verkehr und Licht, immer langsam. Drüben in langen Schleifen wieder hinauf. Die Häuser schweigen und haben tiefe Schatten.

Und das Institut? Es ist ein weites Gelände; ich erkenne ein paar Gebäude, eine Fabrik im Hintergrund und einen Schornstein. Zwei Polizisten sind ausgestiegen und raten mir, einfach ins Gebäude zu gehen; falls niemand mehr wach ist, wird sich ein freies Zimmer schon finden lassen. Aber ich kann doch unmöglich ein fremdes Haus betreten und mich in das erstbeste freie Bett legen. Vielleicht könnte mich einer der Polizisten begleiten, das wäre irgendwie offiziell. Aber sie winken ab, das ist ihnen zu viel, bei dieser Kälte. Das muss man doch verstehen. Sie setzen sich wieder in den Wagen, winken noch einmal, und schon bin ich allein.

Ich gehe zum Haus hinüber, ohne Gepäck (es soll ja nicht gleich so besitzergreifend aussehen). Der Schnee liegt inzwischen wohl 20 Zentimeter hoch, er stäubt vor meinen Füßen beim Gehen. Das Haus ist geschlossen. Ich klopfe und klingele, aber es rührt sich nichts. Nur der Wind drückt gegen die Scheiben und verwirbelt den Schnee im Hauseingang. Die Hand vor dem Gesicht sehe ich mich auf dem Gelände um: Die Fabrik scheint in Wirklichkeit ein Heizwerk zu sein. Ich erkenne jedenfalls einen Berg Kohlen, davor Gestänge und Loren und auch zwei Männer; vielleicht 50 Meter liegen zwischen uns. Aber sind es wirklich Menschen, die da so unbewegt zu mir herübersehen? Sie winken nicht, geben kein Zeichen, nichts.

Ich werde hinübergehen, dann wird sich herausstellen, wer dort vor dem Backsteingebäude steht, so spät in der Nacht, ob es tatsächlich Heizer sind. Sie haben, das wird beim Näherkommen deutlich, schwarze Gesichter (auch Kohlespuren sehe ich überall im Schnee). Die Bewegungen der Männer sind langsam, allerdings nicht müde, eher versonnen. Es ist schwierig, mit ihnen zu sprechen. Man darf zum Beispiel nicht fragen, ob dies das Institut für Lederverarbeitung ist und ob es einen Hausmeister gibt. Sie werden nur auf die erste Frage antworten. Ja, ja, sagen sie, dies ist das Institut für Lederverarbeitung, und dann berichten sie von den Studenten, die hier wohnen, seit einiger Zeit hat man gar keinen Überblick mehr, wie viele es noch sind, und selbst die, die hier wohnen, bleiben oft die halbe Nacht in der Stadt. So reden sie und haben die Frage nach dem Hausmeister ganz vergessen.

Wir stehen noch immer draußen im Schneetreiben. Kälte scheinen die beiden nicht zu spüren. Ich erkläre, die Polizei habe mir gesagt, ich könne hier übernachten, aber jetzt ist die Tür verschlossen. Ja, sagt einer der Heizer, es übernachten jetzt oft Fremde hier, da hat sich viel verändert. Er stellt seine Schaufel beiseite und geht ein paar Schritte in den Eingangsbereich des Heizwerkes hinein. Unterdessen kommt er allmählich doch noch darauf

zu sprechen, dass auch ich hier übernachten könne, natürlich, das müsste sich machen lassen, denn, wie gesagt, es sind jetzt öfters Fremde hier. Ich bin dankbar, dem Schneetreiben entkommen zu sein, und erwarte nähere Auskunft. Aber der Mann, der mir nun zwischen rostigem Gestänge und ein paar Schläuchen gegenübersteht, schweigt. Er sieht mich an, als habe er nach bestem Wissen und Ge wissen geantwortet und erwarte nun meine nächste Frage. Ich beschließe also, mich auf eine einzige Frage zu konzentrieren: Wie kann man den Hausmeister wecken? Ach, das weiß der Heizer auch nicht, der Hausmeister schläft wohl, der Lump, der trinkt immer und schläft dann vor dem Fernseher ein. – Aber vielleicht gibt es dort ein Telefon? Ja, ein Telefon gibt es, aber mit welcher Nummer? Der Mann sieht sich einen Augenblick um, als wäre die Nummer irgendwo an die Wand geschrieben, dann fällt ihm ein, dass oben in der Schublade ein Verzeichnis liegen müsste.

Wir gehen also durch die Halle, an Rohren vorbei, an rostigen Stahlgerippen und Treppen und schließlich an den Brennöfen. Obwohl die Tür offensteht und der Wind Schnee hereintreibt, wird es schlagartig warm und trocken. Zehn Brennkammern gibt es hier, erklärt der Heizer, aber im Moment sind nur acht in Betrieb. Sonderlich groß kommen sie mir nicht vor, keine gigantischen Öfen. Der Mann lässt mich in eine Brennkammer sehen, aber dort ist das Feuer fast erloschen, ach (sagt er), so soll es ja eigentlich nicht sein. Er geht ein paar Schritte zur nächsten, öffnet die Klappe und ruft: Aber hier; sehen Sie mal hier! Was ich sehe, zwingt mich die Augen zu bedecken, so viel Licht und so viel Hitze schlagen mir entgegen.

Und das ist für die Kohle, sagt er, während er eine Luke öffnet. Er zeigt auch hier hin und dort hin, und ich frage mich, wie dieser Mann hinter seinem verrußten Gesicht wohl in Wirklichkeit aussieht. Demnächst wird jedenfalls alles anders, sagt er, man wird die Anlage auf Öl umstellen, und dann wird man keine Heizer mehr brauchen. Was über 50 ist, schickt man in den Ruhestand, das können Sie wohl glauben, und dann hab ich meine 75 Prozent. Offensichtlich hat er vergessen, warum wir das Heizwerk betreten haben, und jetzt, nachdem er mir alles gezeigt hat, ist er selbst erstaunt, dass ich da neben ihm stehe. Er scheint in seinem Verstand herumzukramen, woher ich wohl komme und was er nun mit mir anfangen soll. Ich sage, dass wir das Telefonverzeichnis suchen wollten. – Ach ja, das Telefonverzeichnis.

Wir klettern eine Stahltreppe hinauf. Unterm Dach befindet sich eine Kammer, der Aufenthaltsraum sozu sagen: ein grober Tisch mit Stühlen und einer Holzbank, ein Wachstuch mit braunen Karos, eine Zeitung, ein Koffer radio. Auch ein Elektroherd gehört zur Einrichtung, die Herdplatten sind von braunem Belag verkrustet, eine geöffnete Dose Erbsensuppe steht auf einer Herdplatte und dampft vor sich hin, das ist für nachher – das Mittagessen der Nachtwache. Eine junge, graue, unansehnliche Katze streicht um den Heizer

herum, streift seine Beine. Er beugt sich zu ihr hinunter, gibt ihr eine Scheibe Wurst, die sie aber zurückweist. Ja, ja, die ist verwöhnt, aber von der Erbsensuppe wird sie vielleicht was fressen. Der Heizer nimmt einen Löffel aus der Dose, beugt wieder seinen schwarzen Rücken zu ihr hinunter, aber auch von der Erbsensuppe will die Katze nichts wissen, sie will spielen. Mit ihren Krallen hascht sie nach einem Faden, der ihm aus dem Ärmel hängt, und diesmal bin ich es, der beinahe vergisst, dass wir das Telefonverzeichnis suchen wollten.

Im Grunde genommen will ich überhaupt nicht mehr in dieses Institut hinüber. Ich werde hierbleiben und über den Tisch gebeugt ein paar Stunden schlafen. Bis es Tag wird. Oder ich werde diesen Männern zusehen. Ja, wenn ich es genau bedenke, dann will ich wachbleiben und die Augen offen halten, es ist eine letzte Möglichkeit: der Heizer, die Katze, die Erbsensuppe. In der Zeit der großen Erzählungen wäre ein solches Zusammentreffen vielleicht »wahrhaftig« genannt worden. Und man hätte daran wohl die Frage geknüpft: Was ist der Mensch? – Ach (hätte man geantwortet), ach, er ist nichts als ein Schatten, ein ver-wehelter Tag, und was er tut, ist ein Haschen nach Wind. Inzwischen sind uns allerdings die Metaphern unserer Winzigkeit ausgegangen. Sie sind versiegt, erschöpft; nur deshalb kommen wir uns jetzt so groß und erwachsen vor, und sind doch nur aufgebläht in jeder Sprache. Wir strecken uns und betreiben Gymnastik mit den Worten, damit sie uns in unserer ganzen Größe zu zeigen vermögen, in unserer Erhabenheit.

Später stapft ein Mann zum Institut hinüber. Ein letzter Heimkehrer. Der kleinere Heizer hat ihn zuerst bemerkt und ihm zugerufen. Zu mir sagt er: »Schnell, schnell, der hat einen Schlüssel, der lässt Sie rein.« Ja, der Mann, der einen norddeutschen Akzent spricht, schläft hier, und er hat auch einen Schlüssel. Aber er kann mir nur sein eigenes Zimmer anbieten. Es ist ein Vierbett-Zimmer, da kann ich natürlich ein Bett haben. Beim Eintreten sehe ich rechts und links zunächst je einen Schrank, dahinter je zwei Betten, das Fußende des einen am Kopfende des anderen, dann die Fensterfront. In der Zimmermitte zwei kleine Tische, jeder mit zwei Stühlen; so leben die Studenten. Die Wände? Ich brauche gar nicht hinzusehen, ich weiß es instinktiv: graue Tapeten.

»Hier haben Sie Platz«, sagt der Mann und schiebt einige Hemden (sauber auf Kleiderbügel gehängt) in der linken Schrankhälfte zusammen. Aber ich will hier doch nicht einziehen. Dann gehen wir in die Küche, dort steht noch eine Flasche Wein. Allerdings gibt es keine Gläser, nur Tassen, und auch keinen Korkenzieher, wir brauchen gar nicht danach zu suchen, denn der Mann kennt sich hier aus. Er nimmt eines der Messer und drückt, den Griff

nach unten gerichtet, den Korken in die Flasche. So machen wir das hier, sagt er, während ich zu erraten versuche, wer »wir« ist.

»Setzen wir uns auf die Betten, da ist es weicher als auf den Holzstühlen«, schlägt der Mann vor und bietet mir das »Du« an. Er heißt Manfred und kommt aus Bremen. Manfred, circa 45 Jahre, klein und schwächling, leichter Silberblick (wieder einer der Leute, die mich ansprechen und doch millimetergenau danebensehen. Das ist auch so ein Fatum meines Lebens, diese Leute). Manfred hat auffällig blondes Haar, es ist schon etwas gelichtet, was er durch einen breiten Vollbart auszugleichen sucht. Er bemüht sich, mir alles recht zu machen, nicht nur den halben Schrank hat er geräumt, auch die Fenster hat er geöffnet (weil es so stickig ist), und vorher hat er die Tassen noch einmal gespült. Warum so viel Aufwand? Man könnte fast misstrauisch werden. Manfred handelt mit »Naturhaarprodukten« – Toupets und Perücken stelle ich mir vor, im weiteren Verlauf des Gesprächs wird mir aber klar, dass er von Bettdecken spricht.

Es ist wie beim Fernsehen: Man braucht nur anzuschalten, ein paar Sekunden zuzusehen, und schon weiß man, ob jemand live spricht oder eine Rolle spielt. Ich weiß nicht, woran man es zuerst bemerkt, aber man bemerkt es unbedingt. Manfred wechselt nun also aus einem Live-Gespräch in eine Rolle und spricht mit gehobener Stimme von Naturhaarprodukten. Dabei versucht er, sich von anderen Händlern abzugrenzen, die wollen doch nur verkaufen, möglichst viel und möglichst teuer. Manfred hingegen möchte die Leute beraten. Im Auftrag seiner Firma führt er Informationsveranstaltungen durch, denn mit Naturhaarprodukten wird viel Schindluder getrieben, da werden den Leuten zum Beispiel Baumwolldecken als Naturhaarprodukte verkauft. (Dies war übrigens die Stelle an der ich begriff, dass dieser Mann keine Toupets verkaufte. Aber was hatten Bettdecken mit Naturhaaren zu tun? Da musste ich erst einmal kombinieren: Decke – Wolldecke – Wolle – Naturhaar – natürlich!) Manfred möchte also nichts verkaufen? Nun, so würde er es auch wieder nicht formulieren. Wenn die Leute nach eingehender Beratung etwas kaufen möchten, dann ist ihnen das freigestellt. Manfred scheint übrigens zu glauben, was er sagt. Er sitzt jetzt auf der Bettkante, halb ins Bett versunken, gestikuliert sparsam und spricht mich inzwischen wieder mit »Sie« an. Ich habe es nicht sofort bemerkt und ihm in gleicher Weise geantwortet. Es wäre ja auch undenkbar, ein Gespräch über Naturhaarprodukte per »du« zu führen.

Früher war er Pharmaberater. Aber seine Frau hat ihn verlassen, die beiden Kinder sind bei ihm geblieben, weshalb er eine »attraktivere« Anstellung suchen musste. – Und das viele Reisen? Ach ja, es war eben ein günstiges Angebot. Außerdem sind die Kinder ja schon größer jetzt. Sie wohnen bei Freunden, und er fährt auch fast jedes Wochenende zu ihnen hinüber.

Nachdrücklich betont er, wie gut seine Kinder bei den Freunden aufgehoben sind, dabei sieht er allerdings so aus, als möchte er mich bitten, um Gottes Willen nicht weiter nachzufragen – zum Beispiel wie alt denn die Kinder nun genau sind. Unterdessen ist er tiefer und tiefer von der Bettkante in die Matratze gerutscht. Jetzt könnte er auch ohne Weiteres wieder »du« sagen.

Morgen früh um halb neun hat er das erste Vorgespräch für eine Informationsveranstaltung. Wie viele Leute zu solch einer Veranstaltung kommen? Etwa acht bis zehn. Zu den Veranstaltungen der Konkurrenz kommen deutlich weniger, höchstens fünf. Die lassen ihr Werbematerial nämlich durch die Post austragen. Aber Briefträger sind auch nur Menschen. Die machen sich doch keine Arbeit, die schmeißen schon ab und zu mal einen ganzen Paken in den Müll. Wir aber stellen Verteiler ein, mit denen wir Vorgespräche führen, wir suchen sie sorgfältig aus und bieten eine Erfolgsprämie. – Wie man an Veranstaltungsräume kommt? Ganz einfach: Es gibt »Terminierer«, ja, so nennt sich das und ist praktisch ein eigener Beruf. Die fahren in der ganzen DDR herum und suchen nach Lokalen mit Veranstaltungsräumen, mieten gleich alles fürs ganze Jahr; und wir müssen die Räume dann von denen mieten. Das ist teuer, erspart aber viel Arbeit. Solche Leute gibt es. Die waren unglaublich schnell, schon vor einem Jahr haben die eine Firma gegründet, zu Hause sitzt die Frau, vergibt die Termine, der Mann reist durchs Land und stöbert Veranstaltungsräume auf, Hinterzimmer in Kneipen und so weiter, so geht das, ist doch klar, man muss sich bloß beeilen.

Wie viele Decken Manfred pro Veranstaltung verkauft? Das ist die falsche Frage, denn er organisiert diese Veranstaltungen ja nicht in erster Linie, um zu verkaufen. – Ach ja. – Manfred erkundigt sich auch danach, was ich »mache«. Nun, ich bin Autor und schreibe zum Beispiel Reportagen über die DDR, die »ehemalige« DDR. »Ach«, sagt Manfred auf diese Antwort, die ihm vielleicht zu unwägbar ist, »ach, über die DDR lässt sich viel schreiben; was ich schon alles erlebt habe!« Und schon beginnt er von verschiedenen Übernachtungen zu berichten. Immer in Häusern wie diesem hier, die Hotels sind ja überall ausgebucht, was bleibt, sind Studentenheime, Fortbildungsstätten, Gewerkschaftseinrichtungen. In einem Saal mit 32 Betten habe ich einmal geschlafen, drei Tage lang. Ganz allein in einem Zimmer mit 32 Betten! Manche Häuser sind ganz in Ordnung, aber manchmal, da ekelt man sich richtig vor dem Bad oder der Toilette. Einmal habe ich wo gewohnt, da war der Fußboden in der Dusche völlig verdreckt. Überall Käfer, Würmer und solches Zeug! Ganz klebrig war der Boden, da habe ich in Socken geduscht, so eklig war das.



Letra – Portal für zeitgenössische deutschsprachige Literatur

Goethe-Institut Portugal

Campo dos Mártires da Pátria, 37

1169-016 Lissabon | Portugal

www.goethe.de/portugal/literatur

biblioteca.lisboa@goethe.de